

Wenn Frauen sich in Fußball verlieben



Wenn Frauen sich in Fußball verlieben

Nach diesem kleinen Ausflug zu den historischen Spuren weiblichen Fußballinteresses soll es nun um die Geschichten meiner Interviewpartnerinnen gehen. Auch diese Erzählungen haben schon beinahe historischen Charakter, umfassen sie doch einen Zeitraum von einigen Jahrzehnten: von den 50er-Jahren und einem kleinen Mädchen an der alten HSV-Spielstätte am Rothenbaum bis zu den jungen Fußballspielerinnen und -fans der Gegenwart.

Anfangen will ich aber mit einem Mann: Der erste Satz von Nick Hornbys autobiografischem Rückblick auf die Geburtsstunde seines Fan-Daseins macht klar, worum es geht – um Liebe, nichts weniger.

Ich verliebte mich in den Fußball, wie ich mich später in Frauen verlieben sollte: plötzlich, unerklärlich, unkritisch und ohne einen Gedanken an den Schmerz und die Zerrissenheit zu verschwenden, die damit verbunden sein würden.

So weit, so gut. Tausende von (nicht nur) männlichen Lesern werden bei diesen berühmten Worten verständnisvoll genickt haben. Hornby beschreibt sein Verhältnis zum Fußball in den Worten heterosexueller Normalität: Jungs verlieben sich in Fußball, so natürlich wie Männer sich in Frauen verlieben. Aber wie verlieben sich Frauen in Fußball? Und wenn sie es tun, müssen sie dann mit den Jungs um die Gunst des Geliebten konkurrieren? Und verlieben sich Männer in Frauen, die schon den Fußball lieben? Und wen liebt der Fußball zurück? Nicht alle Fragen werden in diesem Kapitel oder auch in diesem Buch abschließend beantwortet werden können, aber beginnen wir erst einmal bei den Voraussetzungen für eine Liebesbeziehung zwischen Frauen und Fußball: Wo und wie sollen wir einander eigentlich kennen und lieben lernen?

Daddy's Girl: Eine (beinahe) klassische Fußballsozialisation

Eine Binsenweisheit: Jungs spielen Fußball, gucken Fußball, wollen später einmal Fußballer werden. Das ist ganz normal, es wird beinahe von ihnen erwartet, und Konflikte entstehen vielleicht eher dann, wenn der kleine Junge eigentlich lieber Ballett- als neue Fußballschuhe unter dem Weihnachtsbaum vorfinden würde. Eine ähnliche Selbstverständlichkeit gibt es für Mädchen, die Interesse an Fußball entwickeln, nicht. Mit den Klassenkameradinnen auf dem Schulhof kicken? Samstags die Idole im Stadion oder im Fernsehen bestaunen und sicher sein können, dass ich mit all meinen Freundinnen darüber reden kann? Später einmal so gut, reich und berühmt werden wie Birgit Prinz? Nicht wirklich, selbst wenn der Gewinn der Frauenfußball-WM im Herbst 2003 in dieser Hinsicht in Deutschland auch mittelfristig einiges zu ändern scheint.

Dennoch lässt sich bei den meisten Frauen, die ich interviewt habe, das Fußballinteresse bis in die Kindheit zurückverfolgen. Sie können auf eine „klassische“ Fußballsozialisation zurückblicken, haben schon als Kind mitunter selbst gespielt, Samstagnachmittage im Stadion verbracht und sind inzwischen erwachsene Dauerkarteninhaberinnen oder verfolgen aufmerksam die Bundesliga im Fernsehen. Eben ganz normal – oder zumindest beinahe. Denn ausgesprochen und unausgesprochen gelten für Frauen in dieser Gesellschaft nun einmal andere Bedingungen und Regeln als für Männer.

Zu Beginn der 50er-Jahre, also wenige Jahre bevor die drei jungen Frauen aus dem vorigen Kapitel den Hamburger Sport-Verein nach seinem verlorenem Endspiel mit ihren gemalten Schildern am Bahnhof empfangen, beginnt auch Evas Beziehung mit diesem Verein: Sie besucht ein Spiel des HSV, der damals noch auf dem Platz am Rothenbaum spielte. Sicherheitshalber hält

sie sich dabei gut an der Hand ihres Vaters fest, denn Eva ist zu diesem Zeitpunkt erst sechs Jahre alt.

Also, ich bin zum Fußball gekommen, weil ich so ein kleines Mädchen war, die sich furchtbar an ihren Papa geklammert hat. Und dann bin ich damals mit ihm, Hand in Hand, zum Rothenbaum. Wenn er gesagt hat, er geht zum Fußball, und sich fertig gemacht hat, musste ich mit. Das fing mit sechs Jahren an. Das erste Mal war toll, und je öfter ich hingegangen bin und da mitgestanden habe, desto besser hat es mir gefallen. Wenn die alle Tor geschrieen haben, habe ich mitgeschrieen, auch wenn ich das manchmal gar nicht sehen konnte, weil die Großen davorstanden, aber es war eben schön.

Eva begeistert sich schon als kleines Mädchen für die Atmosphäre im Stadion. Wenn Erwachsene und Kinder einfach laut schreien dürfen, stellt das so etwas wie einen Ausnahmezustand dar. Das Fußballstadion produziert seine ganz eigene Stimmung von Spannung und Gemeinschaft, für die auch Kinder empfänglich sind. Eva fügt sich in diese Gemeinschaft ein, indem sie einfach mitschreit, egal ob sie den Anlass dafür erkennen kann oder nicht. Dieses Gefühl des Dabeiseins spielt im Fußball immer eine große Rolle, als Symbole dieser Zugehörigkeit fungieren auch für Kinder Fanutensilien. So erinnert sich Patrizia an Stadionbesuche aus ihrer Kindheit in den später 70er- und frühen 80er-Jahren:

Mein Bruder war damals totaler HSV-Fan, mittlerweile ist er zum St.-Pauli-Fan konvertiert, obwohl das auch immer noch manchmal schwankt. Und bis ich 10 war, war ich häufiger mit ihm und meinem Vater im Stadion. Das fand ich superirre, ich hatte auch eine richtige Kluft – eine Jeansweste mit HSV-Aufnähern – und eine Rassel in Blau-Schwarz-Weiß, und mein Bruder trug eine riesige Fahne. An konkrete Situationen kann ich mich kaum noch erinnern, nur dass ich es absolut aufregend fand Und fast das Tollste war diese Kluft, dieses Sich-Rausputzen und Dazugehören.

Aus Patrizias Worten spricht die Begeisterung für etwas, das für viele Menschen die Anziehungskraft von Fußball ausmacht: die Kombination von aufregender Einzigartigkeit und vertrauten Ritualen. Man weiß nie, was als Nächstes geschehen wird, aber man weiß, dass man mitbrüllen und seine Fahne schwenken kann. In den Erinnerungen beider Frauen an ihre ersten Stadionbesuche scheint das Geschehen auf dem Platz eine eher untergeordnete Rolle zu spielen, die Begeisterung wird durch den Ort, die vielen Menschen und die Atmosphäre ausgelöst. Auch Hornby, der Fußballfan par excellence, hatte bei seiner ersten Begegnung mit Arsenal kaum Augen für das Spiel, dafür ist ihm etwas anderes deutlich im Gedächtnis geblieben:

Ich erinnere mich, daß ich mehr ins Publikum als auf die Spieler schaute. [...] Ich erinnere mich an die überwältigende Männlichkeit der ganzen Geschichte – Zigarren- und Pfeifenrauch, verdorbene Sprache (Worte, die ich zwar schon gehört hatte, aber nicht von Erwachsenen und nicht in dieser Lautstärke).

Ob Anfang der 50er-Jahre am Rothenbaum, 1968 in Highbury oder 10 Jahre später im Volksparkstadion – Fußball war in jedem Fall vorwiegend eine 'männliche Geschichte'. Die Faszination der Massen, des Lärms und der Aufregung ist zwangsläufig immer auch die

Watching the Boys Play

Faszination männlicher Rituale und eines männlich dominierten Lebensbereiches. In den Erinnerungen von Eva und Patrizia taucht dieser Aspekt nicht auf. Die Differenz zwischen kindlicher Mädchen- und erwachsener Männerwelt scheint für die beiden entweder gar nicht wahrnehmbar gewesen zu sein oder sie zumindest nicht verunsichert zu haben. Gefühle von Fremdheit oder Angst fehlen in ihren Beschreibungen, im Gegenteil, sie erleben sich als unmittelbaren Teil von Masse, Lärm und Aufregung. Rückblickend klingt das bei Patrizia so:

Das ist für mich vielleicht auch die echtste Fußballerinnerung. Alles, was später kam, war dann schon durchrationalisiert. Da war es schwierig, ein richtiger Fan zu sein, weil dieses Gemeinschaftserlebnis für mich auch problematisch war. Aber mein frühes HSV-Fantum, das war richtig echt.

Eine Voraussetzung dafür, dass das Fußballstadion zu einem vertrauten und aufregenden Ort zugleich wird, ist bei beiden die Anwesenheit des Vaters. Er kauft nicht nur die Eintrittskarten, sondern kann den Kindern auch durch Fachwissen, Ortskenntnis usw. eine gewisse Sicherheit bieten und so eine Brücke in diese neue unbekannte Welt bauen. Eva etwa beschreibt, wie ihr Vater sie bei der allmählichen Annäherung an die Feinheiten des Fußballspiels auch im übertragenen Sinn an die Hand nimmt:

Mein Vater war immer sehr lieb zu mir und hat mir erklärt 'Du musst darauf achten, die in Rot und Blau und Weiß, das ist der HSV.' 'Ja Papa', habe ich dann gesagt und war ganz stolz. Am Anfang war die Hauptsache für mich nur das Zugucken, wie die da rumlaufen. Später habe ich mich dann erkundigt, warum jetzt gepfiffen wurde oder anderes. Und nach 14 Tagen hatte ich dann doch das eine oder andere vergessen, aber ich konnte immer wieder nachfragen.

Vermutlich war es in den 50er-Jahren alles andere als selbstverständlich, dass ein Vater seine Tochter mit auf den Fußballplatz nimmt und dann noch relativ geduldig ihre Fragen beantwortet, insofern kann Evas Geschichte sicher nicht als ausgesprochen typisch für diese Zeit gelten. Sehr typisch dagegen ist die Verbindung Vater-Tochter an sich – Fußballerinnerungen aus der Kindheit knüpfen sich bei meinen Gesprächspartnerinnen häufig an Erlebnisse mit dem Vater. Manche von ihnen beschreiben sich selbst als „Papakinder“, bei anderen stellte das gemeinsame Fußballgucken eine Möglichkeit dar, Zeit mit dem Vater zu verbringen bzw. ein Interesse, das er hatte, mit ihm zu teilen. So saßen sie in der Kindheit mit Papa vor der *Sportschau*, während Mama in der Küche das Essen vorbereitete. Die heutige St.-Pauli-Dauerkarteninhaberin Kathrin erinnert sich daran, wie selbstverständlich diese gemeinsame Aktivität war: „Mein Vater hat immer *Sportschau* geguckt, und da habe ich dann mitgeguckt, aber das war mehr so automatisch, es gehörte einfach irgendwie dazu.“

Ähnlich unproblematisch gestaltete sich ihr Zugang zum aktiven Fußballspiel – von kleineren häuslichen Unfällen abgesehen.

Meine Schwester und ich haben auch früher in der Wohnung – wir hatten so einen langen Flur – immer zu dritt mit meinem Vater Fußball gespielt, mit so einem Softball. Sehr zum Ärger meiner Mutter, weil wir natürlich immer alles runtergeschossen haben. Da gab es gar nicht so was wie 'Das ist eine Jungssache.'

Aber Vater und Fußball gehören zusammen – so sah es auch in Hannas Kindheit aus. Die 32-Jährige, die sich heute hauptsächlich für Großereignisse wie Europa- oder Weltmeisterschaften begeistert, erinnert sich daran, dass Fußballgucken in der Kindheit eindeutig mit einer Hinwendung zu ihrem Vater verbunden war. So fand bei ihr eine gleichzeitige Identifikation mit Fußball *und* Vater statt, wobei sie nicht nur das Interesse selbst, sondern auch bestimmte Einstellungen von ihm übernahm:

Ja, mein Vater hat schon immer samstags die Sportschau geguckt, aber Länderspiele natürlich auch. Meine Mutter hatte dafür überhaupt kein Verständnis. Sie hat sich kein bisschen für Fußball interessiert. Ich habe mitgeguckt und habe das auch richtig verfolgt. Selbst in einem Sommer, als Superwetter war, habe ich dann vor dem Fernseher gesessen und WM geguckt. Ich erinnere mich, dass mein Vater Paul Breitner gut fand, weil der anders war als die anderen. Und ich fand lange Zeit auch Paul Breitner immer super, da habe ich Vorlieben und Abneigungen einfach von meinem Vater übernommen, je nachdem was der so gesagt hat.

Die Pädagogin Steffie Wetzel hat für ihre Diplomarbeit *Frauen in der Fußball-Fanszene* acht Anhängerinnen der Offenbacher Kickers zu ihren Erlebnissen und Biografien befragt. Dabei hat sie festgestellt, dass der Einstieg in das Fan-Dasein sich bei sieben von ihnen in der Kindheit über gemeinsame Stadionbesuche mit dem Vater entwickelte. Diese Frauen hatten, genauso wie Eva und Patrizia, die Gelegenheit, unter dem Schutz ihres Vaters eine neue Welt kennen zu lernen, in der sie dann ebenfalls heimisch werden konnten. Bemerkenswert daran ist weniger die Tatsache, dass es sich um die *Väter* handelt, die das Fußballinteresse vorleben (das ist rein statistisch nun mal wesentlich wahrscheinlicher), als die Tatsache, dass sie es mit ihren *Töchtern* teilen. Wie wichtig es gerade für Mädchen ist, bei diesem Eintritt in die Fußballwelt buchstäblich an die Hand genommen zu werden, schreibt auch Steffie Wetzel zusammenfassend: „Väter, die ihre Töchter mit ins Fußballstadion nehmen, ermöglichen diesen so die Aneignung eines öffentlichen Raumes, der ihnen ansonsten schwerer zugänglich wird.“

Hornbys Schwestern

Dass Fußball stereotype Geschlechterrollenverteilungen mit sich bringt – der Mann sitzt vor dem Fernseher oder geht ins Stadion, die Frau steht vor dem Herd oder bleibt zu Hause – ist zumindest für die Vergangenheit nicht weiter verwunderlich. Aber die Frage ist, unter welchen Bedingungen es möglich ist, dass Mädchen nicht den vorgezeichneten, vermeintlich weiblichen Weg wählen, sondern fast automatisch die Aktivitäten ihrer Väter teilen? Dieses Problem wirft auch Nick Hornby auf, wenn er darüber nachdenkt, dass sich das Verhältnis seiner Schwester zum Fußball und zu ihrem Vater anders gestaltete als sein eigenes. Während Nick als Elfjähriger in und durch Arsenal eine neue Bindung zu seinem Vater knüpft, gab es diese Möglichkeit für die Tochter offenbar nicht.

Möglicherweise hätte ein neunjähriges Mädchen in den neunziger Jahren das Gefühl, dass sie genau die gleiche Berechtigung hat, zu einem Spiel zu gehen wie wir damals. Doch 1969 war das in unserer Stadt keine sonderlich geläufige Idee, und meine Schwester mußte mit ihrer Mutter und ihren Puppen zu Hause bleiben.

Watching the Boys Play

Gibt es neben den sozialen und kulturellen Konventionen vielleicht noch andere Umstände, die Mädchen dazu ermuntern können, ihre Puppen zur Seite zu legen und stattdessen Begeisterung für Fußballnachmittage im Stadion zu entwickeln? Nun ja, hilfreich ist es offenbar, wenn sie keinen Bruder haben. Oder zumindest keinen wie Nick. Das trifft auch auf mehrere meiner Gesprächspartnerinnen zu, in deren Familie es einfach keine männliche Konkurrenz um den Platz neben Papa vor dem Fernseher oder im Stadion gab. Andere der von mir interviewten Frauen haben zwar Brüder, die auch die ersten Adressaten des Vater für gemeinsame Fußballaktivitäten darstellen, deren Begeisterung jedoch offensichtlich nicht allzu groß ist. So können die Mädchen gewissermaßen von der Familienersatzbank aufrücken, um gemeinsam mit dem Vater Spiele zu gucken. Zur Entwicklung von Evas HSV-Leidenschaft in den 50er-Jahren trägt auch die Tatsache bei, dass ihr Enthusiasmus den ihres Bruder weit übersteigt. Und einige Jahrzehnte später funktioniert diese Art von Auswechslung offenbar ebenfalls noch. So berichtet die heute 20-jährige Judith lakonisch, wie ihre Begeisterung für Fußball und speziell den FC St. Pauli mehr oder weniger per Zufall entstanden ist:

Mein Bruder und mein Vater hatten Dauerkarten, und einmal hatte mein Bruder keine Zeit, da hat mein Vater mich mitgenommen. Und vorher habe ich Fußball echt gehasst. Na ja, und dann war ich halt da, und seitdem musste mein Bruder immer zu Hause bleiben. Das war vor sieben Jahren.

Das Beispiel von Judith zeigt, dass solche Entwicklungen nicht unbedingt mit bereits vorhandenem „echten“ Fußballinteresse zu tun haben müssen. Viel wahrscheinlicher ist etwas anderes: Mädchen gehen eher davon aus, dass sie Fußball hassen, eben weil sie Mädchen sind und Fußball nun mal angeblich eine Jungssache ist. Nur haben nicht alle von ihnen die Gelegenheit, festzustellen, dass das vielleicht ein Irrtum ist. (Und machen wir uns nichts vor, natürlich ist es längst nicht immer ein Irrtum. Ich bin sicher, viele Frauen hegen eine aufrichtige Abneigung gegen Fußball, die auch einer Überprüfung an der Realität erfolgreich standgehalten hat. Interessant wäre vielleicht die umgekehrte Frage – wie viele Männer sich beim Fußballgucken eigentlich langweilen, aber das unbestimmte Gefühl haben, dies sich und anderen nicht eingestehen zu können.)

Um Fußball nicht als Jungssache wahrzunehmen, sondern als etwas, für das sich auch Mädchen interessieren können, bedarf es häufig bestimmter Voraussetzungen. In meinen Gesprächen tauchte ein weiterer Faktor auf, der es den Frauen leichter machte, Fußballinteresse in ihr Leben zu integrieren. Patrizia stellt folgende nachträgliche Spekulation darüber an, wie es zu ihren Stadionbesuchen mit Vater und Bruder gekommen ist:

Ich kann mir auch vorstellen, dass es was damit zu tun hatte, dass mein Vater wenig Zeit mit uns verbracht hat. Wenn er dann mal einen Nachmittag geopfert hat, dann wollte meine Mutter vielleicht, dass er gleich auf uns beide aufpasst, deswegen bin ich dann auch mitgekommen. Ich war aber auch sonst immer eher der kleine Bruder. Deswegen fiel das nicht raus, sondern es passte in mein Verhaltensmuster in diesem Alter, ich war eben nicht das kleine, süße Mädchen.

Zum einen ist da natürlich die familieninterne Organisation der Kinderbetreuung und Patrizias Mutter, die vielleicht einmal ein bisschen Zeit nur für sich haben wollte. Aber vermutlich ist es auch so, dass eine Achtjährige, die, wie Patrizia sagt, „nicht das kleine, süße Mädchen“

ist, recht gute Chancen hat, mit Vater und Bruder ins Volksparkstadion zu gelangen und daran Spaß zu haben. Eine ähnliche Selbsteinschätzung wie Patrizia hat auch die heute 35-jährige Inga, für die Fußballspielen und Fußballgucken selbstverständliche Begleiterscheinungen ihrer Kindheit und Jugend waren:

Ich glaube schon, dass ich als Mädchen viel versucht habe, Jungs zu kopieren und möglichst noch besser zu sein: kräftiger, schneller und mutiger sein und höher klettern. Insofern war das für mich gar keine Frage, dass ich auch Fußball spielen kann und Fußball spiele.

Die klassische Annäherung an Fußball in der Kindheit scheint für Mädchen also einfacher oder selbstverständlicher zu erfolgen, wenn sie in der Familienkonstellation eine Position als 'halber Junge' einnehmen oder wenn sie keine Brüder haben und deswegen deren Rolle gleich mit übernehmen. Wahrscheinlich erscheint der Graben zwischen den Geschlechterrollen, der vermeintlich überwunden werden muss, so weniger breit. Vätern fällt es leichter, Töchter an ihrem Fußballinteresse partizipieren zu lassen, und Mädchen fällt es eher ein, überhaupt diesen Wunsch zu entwickeln.

Es geht auch anders ...

Allerdings ist es nicht immer so, dass Mädchen sich an ihrem Vater orientieren müssen, um zum Fußball zu finden. Für mehrere meiner Interviewpartnerinnen war Fußballgucken in der Kindheit nicht nur eine Angelegenheit für Vater und Tochter, sondern etwas, woran die ganze Familie Anteil genommen hat. Laura erinnert sich an gemeinsame Fernsehabeude zu WM- oder EM-Zeiten:

Für mich war es nichts Besonderes, als Mädchen Fußball zu gucken. Vielleicht ist mir gar nicht aufgefallen, dass sich andere Mädchen nicht dafür interessiert haben, weil es in meiner Familie keinen Bruch gab. Da war klar, dass wir alle Fußball gucken, auch meine Mutter.

Und was ist, wenn die Mutter nicht nur ganz normal als Teil der Familie mitguckt, sondern selbst die treibende Kraft ist, um das Interesse ihrer Tochter zu beflügeln? Zugegeben, diese Variante der Fußballsozialisation ist nicht die vorherrschende, aber eine echte Vorreiterin in dieser Hinsicht ist die heute 65-jährige Ulla. Sie hat sich bemüht, ihre beiden Kinder zu guten Fußballfans zu erziehen, was aber nur teilweise geklappt hat. Hier ein kleiner Ausschnitt aus dem Gespräch mit ihr und ihrer dreißigjährigen Tochter Janina:

Ulla: Ich war HSV-Fan und habe meine Tochter natürlich mitgeschleppt.

Janina: Ich hatte keine andere Wahl!

Ulla: Meinen Sohn habe ich nicht dafür begeistern können, da war ich zuerst enttäuscht, aber dann habe ich eben Janina mitgenommen. Wir standen immer in der Westkurve, bis meine Tochter dann länger keine Jahreskarte mehr hatte.

Inzwischen allerdings ist Janina schon längst wieder Dauerkarteninhaberin und steht in der Fankurve der AOL-Arena, während Ulla Alter und Wetter Tribut gezollt und mittlerweile einen Sitzplatz eingenommen hat. Die Leidenschaft für den HSV stellt eine wichtige Verbindung zwischen den beiden dar und hat auch die Abwanderung von Janinas Freunden zum

Watching the Boys Play

Stadtkonkurrenten überdauert: „Ja, es sind ganz viele meiner Freunde zu St. Pauli übergewechselt, aber ich bin dann weiter mit meiner Mutter gegangen. Man kann das ja nicht einfach abstellen.“

Natürlich ist diese Art der weiblichen Tradierung bisher eher die Ausnahme, aber das wird sich ja vielleicht in den kommenden Jahren ändern. So macht sich Inga Gedanken über die Fußballsozialisation ihres anderthalb Jahre alten Sohnes und die unterschiedlichen Selbstverständlichkeiten, die in dieser Hinsicht für Mädchen und Jungen herrschen:

Ich habe jetzt ja auch einen Sohn, und der wird so klassisch an Fußball herangeführt, dass es mich fast schon wieder ärgert. Das kommt natürlich auch, weil sein Vater und ich uns beide für Fußball interessieren. Aber da möchte ich fast am liebsten sagen 'So, unser Sohn geht jetzt in einem Musik- und Tanzkurs.' Aber diese Karrieren, dass Jungs relativ früh im Fußballverein landen, das ist eben so normal. Wenn ich eine Tochter hätte, würde ich auch zusehen, dass die an Fußball herangeführt wird, weil das für Mädchen nicht so vorgezeichnet ist.

Welche Rolle Fußball im Leben ihrer Mutter spielt, wird auch Christines zweijähriger Tochter nicht verborgen bleiben. Ob sie dieses Interesse auch selbst entwickeln wird, bleibt natürlich ihr überlassen.

Ob sie sich nun für Fußball interessieren wird, weiß ich nicht. Sie wird es durch mich auf jeden Fall mitkriegen, denn ich lebe das schon sehr aus. Wenn ich samstags mein Radio an habe und laut schimpfe, fragt sie auch 'Was ist denn, Mama?' 'Bayern hat ein Tor geschossen.' Und wenn sie mal dabei ist, wenn im Fernsehen Fußball läuft, das kriegt sie schon mit, auch wenn sie manchmal die Arme hochreißt, obwohl gar kein Tor gefallen ist. Aber sie erkennt das auf jeden Fall. Und wenn's so weit ist, nehme ich sie auch mal mit auf den Fußballplatz, aber das muss sie dann natürlich entscheiden, ob sie Lust hat, selbst zu spielen.

Frauen wie Inga und Christine, für die Fußball heute ein Teil ihres Alltags ist, tragen dazu bei, dass die Selbstverständlichkeit bestimmter Interessen weniger stark an das Geschlecht geknüpft wird und Kinder sich so frei wie eben möglich entscheiden können, ob sie nun Ballett tanzen oder Fußball spielen möchten.

Veränderte Verhaltensweisen und Einstellungen werden auch dadurch begünstigt, dass die Arbeitsteilung und Freizeitgestaltung in unserer Gesellschaft mittlerweile doch etwas anders funktioniert als noch vor ein paar Jahrzehnten. Eine strikte Geschlechtersegregation, wie Nick Hornby sie beschreibt, die Frauen, Mädchen und Puppen den einen und Männern, Jungs und Bällen einen anderen Lebensraum zuweist, ist seltener geworden. Hinzu kommt, dass Mädchen- und Frauenfußball immer mehr an Beliebtheit und Bedeutung gewinnt und auch dadurch natürlich die Verbindung von Frauen und Fußball selbstverständlicher wird. So erzählt die 17-jährige Gesine, die im B-Mädchen-Team des FC St. Pauli spielt, wie sich ihre Mutter dieses neue Interessensfeld erobert hat und dabei die traditionellen Kompetenzverteilungen auf den Kopf gestellt wurden.



Inzwischen spielen einfach total viele Mädchen Fußball. Meine Schwester ja auch, meine Mutter geht da zu jedem Spiel und hat inzwischen fast mehr Ahnung als ich. Das ist ganz süß eigentlich. Aber meinen Vater interessiert das nicht so sehr.

Die Geschichte der 39-jährigen Paula ist ein Beispiel dafür, dass sich das Fußballinteresse von Mädchen auch gegen Widerstände der Eltern und deren Erwartungen an ihre Tochter durchsetzen lässt. Mit neun Jahren fängt sie an, im Verein zu spielen, zu einer Zeit, als Mädchenfußball noch recht selten war:

Also, ich habe von klein auf immer Fußball gespielt. Ich war nicht mit Mädchen zusammen, sondern immer mit Jungs auf der Ballspielwiese. In den 70ern war hier in Berlin der Beginn der Gründung von Mädchenfußballmannschaften. Bei uns in der Schule haben sich ein paar Mädchen, die gerne Fußball gespielt haben, zusammengesetzt und bei Vereinen angefragt, ob wir eine Mädchenmannschaft gründen dürfen. Dann gab es erst mal große Diskussionen, geht das oder geht das nicht, aber schließlich waren sie einverstanden, und wir haben sogar einen Trainer gekriegt. Ich bin also richtig mit dem Fußball groß geworden, denn davor war ich immer schon Fan, ich war im Olympiastadion bei den Hertha-Spielen und war so ein richtiger Hertha-Frosch. Nach der Schule bin ich ins Stadion und hab beim Training zugeguckt und mir ständig Autogramme geholt.

Auch Paula beschreibt sich nicht als 'typisches' Mädchen – eine Einschätzung, die ihre Eltern offenbar teilten, wenngleich mit deutlich negativen Vorzeichen, denn Paula wurde vorgehalten, dass ihre Begeisterung für Fußball unweiblich wäre:

Watching the Boys Play

Das war furchtbar. Meine Eltern waren immer dagegen, die haben gemeint, Mädchen und Fußball, das passt nicht zusammen, Mädchen gehören da nicht hin. Aber meine Mutter hat gesagt 'Wenn ich dir etwas verbiete, machst du es ja erst recht. Also verbiete ich es dir nicht, aber du kriegst auch keinen Pfennig dafür.' Das heißt, von meinem Taschengeld musste ich meinen Mitgliedsbeitrag bezahlen, meine Sportklamotten zusammenbekommen usw. Das war schon hart. Sie haben es mir nicht verboten, aber sie fanden es überhaupt nicht gut.

Für Paula gab es keine gemeinsamen Fußballfernsehende mit Vater oder Mutter, aber das hat sie nicht daran gehindert, sich auch über das auf dem Laufenden zu halten, was sich jenseits der Mauern von Berlin abspielte:

Meine Eltern waren ja gar nicht sportbegeistert, d. h. Samstagabend gab es immer ein großes Theater um das Fernsehprogramm. Irgendwann habe ich mir dann einen kleinen Fernseher gewünscht für mein Zimmer, und dann saß ich da und konnte in Ruhe Sportschau und Aktuelles Sportstudio gucken, und nicht nur das, ich habe auch noch den DDR-Fußball verfolgt, Dynamo Dresden fand ich ganz klasse. Ich war also immer durchweg informiert, was Sache war.

Die Schwierigkeiten und Widerstände, die Paula überwunden hat, um ihrer Fußballleidenschaft nachzugehen, hätten wohl manch andere zum Aufgeben gebracht. Unter etwas einfacheren Bedingungen konnte sich Nadja gegen ihre Eltern durchsetzen, die sich die Fußballbegeisterung ihrer kleinen Tochter allerdings selbst zuzuschreiben hatten, da sie erst durch einen Besuch im Volksparkstadion nach der WM 1982 richtig entfacht worden war:

Das erste Mal war ich mit acht Jahren im Stadion, das war ein Familienausflug mit der Nachbarsfamilie und meinem ältesten Freund Felix, der ein Jahr älter war als ich. Das fanden alle sehr lustig, aber Felix und ich hatten uns in den Kopf gesetzt, dass wir häufiger dahin gehen wollen. Unsere Familien allerdings nicht. Und wir haben rumgebettelt und wollten unbedingt wieder ins Stadion, weil wir das so toll fanden.

Nadja beschreibt ihren Vater als „typischen WM-Gucker“, der in den jeweils dazwischen liegenden vier Jahren offenbar kein großes Interesse daran hatte, die Samstagabendmutter mit seiner Tochter im Stadion zu verbringen. Aber Nadja hatte immerhin einen anderen männlichen Verbündeten, und die Lösung, die sie schließlich endgültig zum lebenslangen Fußballfan macht, ist die gleiche, auf die sich auch Paulas Eltern einlassen, da ihre Tochter nun einmal unbedingt zu Hertha BSC gehen will: Natürlich ist es völlig ausgeschlossen, dass ein 8-jähriges Mädchen allein ins Volksparkstadion der frühen 80er-Jahre bzw. das Berliner Olympiastadion der frühen 70er marschiert. Aber in männlicher Begleitung ist das etwas anderes – selbst wenn es sich dabei, wie in diesen beiden Fällen, um die Nachbarsjungen Felix bzw. Hansi handelt, die auch nicht viel älter sind als die Mädchen („und einen Kopf kleiner“, wie Nadja anmerkt).

Sowohl Paula als auch Nadja betonen, dass sie als kleine Mädchen nicht seltsam angeguckt oder anders behandelt worden sind. Die Geschichten der beiden präsentieren ein verblüffendes Bild vom Stadionfußball der 70er- und 80er-Jahre: Olympiastadion Berlin, ein Paradies für Kinder und mittendrin Paula und Hansi:

Ich hatte nicht das Gefühl, dass es ungewöhnlich war, als Mädchen da zu sein. Ich glaube, es waren mehrere Kinder da, natürlich meist in Begleitung. Aber die Atmosphäre war einfach auch anders im Stadion, du musstest keine Angst haben, dass dir was passiert. Wir waren dann ja auch schon ein, zwei Stunden früher da, und ich habe mich immer sauwohl gefühlt.

Und was das Volksparkstadion in den frühen 80ern angeht, so gab es wohl wenig Stadien in Deutschland, die einen schlechteren Ruf hatten. Das mussten auch Nadjas Eltern mitbekommen haben, denn sie untersagten ihrer Tochter, sich gemeinsam mit Nachbarsjunge Felix in die berühmte Westkurve zu stellen. Stadiontopographisch eine fragwürdige Entscheidung, denn so landeten die beiden zu Beginn ihrer Fankarrieren samt HSV-Schals in der Ostkurve – inmitten der jeweiligen gegnerischen Fans:

Aber auch die Ostkurve war natürlich nicht gefährlich für uns, die fanden uns alle hochgradig komisch. Und Felix ist auch immer als Erster von den Nachbarzuschauern hochgehoben worden, weil er kleiner war, obwohl ich eigentlich ja das Mädchen und die Jüngere war, aber das hat keinen interessiert.

Die Geschichten von Paula und Nadja zeichnen ein alternatives Bild vom Fußballerlebnis in deutschen Stadion, und zwar lange vor der Einführung von Familienblöcken, Freizeitangeboten und Fan-Kollektionen für Kinder. Für beide war das Stadion ein Ort, den sie sich als Mädchen erobert haben und in dem sie heimisch werden konnten.

Eine Liebe mit Unterbrechungen

„Und dann habe ich mich eine Zeit lang gar nicht mehr für Fußball interessiert“ ist ein Satz, der in den Gesprächen, die ich geführt habe, häufiger fällt. Für Frauen, die in ihrer Kindheit rege Begeisterung für Fußball im Stadion oder im Fernsehen hegen, bricht mit der Pubertät häufig eine Phase an, in der es dafür keinen Platz in ihrem Leben zu geben scheint. Keine allzu überraschende Entwicklung, wenn man es recht bedenkt, formieren sich doch gerade in diesen Jahren die Geschlechterunterschiede besonders massiv. So endete aus Patrizias Sicht die erste Fußballphase in der HSV-Weste sehr abrupt: „Das hörte schlagartig auf, mit 12 oder 13. Dann hat mich Fußball überhaupt nicht mehr interessiert.“

Sandra hat als Kind in ihrer Familie und insbesondere mit ihrem Vater, der selbst gespielt hat, viel Fußball geguckt und regional bedingte Sympathien entwickelt. So hängt bei ihr die vorübergehende Entfernung vom Thema Fußball vielleicht auch mit der Entfernung vom Heimatort zusammen:

Als Kind musste man immer für den 1. FC Nürnberg sein, oder vielleicht noch für Bayern, alles andere ging gar nicht. Mein Bruder und ich haben die Tipp-Kick-Figuren angemalt wie Kalle Rummennigge und Paul Breitner, das waren die Helden. Denn wenn Nürnberg nicht in der Bundesliga war, dann suchte man sich halt das Nächstliegende. Dann habe ich Fußball vergessen und mich überhaupt nicht mehr dafür interessiert und bin dann später auch weggezogen.

Es gibt wohl mehrere Faktoren, die dazu beitragen, dass ein solch abrupter Kontaktabbruch eintritt. So wird der Druck (und der Wunsch), bestimmte geschlechtsspezifische Rollenerwar-

tungen zu erfüllen, größer – und dazu gehört bei Mädchen in der Regel nun einmal weder das Fußballgucken noch das Selberspielen. Kathrin erinnert sich an ihre Zeit auf dem Gymnasium und die zunehmend ungleiche Behandlung von Jungs und Mädchen:

In der 5. Klasse fing das langsam an, dass Fußball nur ein Jungsding war. Auch dann haben wir uns aber immer noch mit ein paar Leuten im Park getroffen und gekickt, und da waren auch immer ein paar Mädels dabei, die dann klassischerweise ins Tor gestellt wurden. Aber es gab nicht dieses 'Nee, das macht man nicht.' Das kam erst später, z. B. in der Schule im Sportunterricht, da hieß es dann 'Mädchen spielen Völkerball, Jungs Fußball.' Das war gar nicht gut für mich, weil ich ganz schlecht werfen konnte, ich hätte besser schießen können.

Solche geschlechtsspezifischen Zuweisungen, die Fußball als männliche Angelegenheit definieren, haben sicher noch stärkere Auswirkungen, weil Mädchen meist nicht in ein ähnlich stabiles Fußballnetzwerk eingebunden sind wie Jungs. Die Möglichkeiten (und sicher auch das Interesse), im Verein Fußball zu spielen, fehlten häufig, und ein geschlechterübergreifendes Fußballspielen in der Freizeit findet spätestens ab 13 nicht mehr statt. Hinzu kommt sicherlich, dass sich für Jugendliche in der Pubertät häufig auch die Konstellationen innerhalb der Familie verändern, sodass an die Stelle von gemeinsamen Fußball-Fernsehenden oder Samstagnachmittagsausflügen ins Stadion oft eher lautstarke Auseinandersetzungen mit den Eltern treten. Für die Mädchen, deren Bezug zum Fußball sich über das familiäre Umfeld und insbesondere den Vater entwickelt hat, ist es so vielleicht diese Ablösung von der Familie, die auch zu einem Abflauen ihres Interesses führt, für das es nun keinen geeigneten Raum mehr gibt. Mit 13 oder 14 bewegen sich die meisten Mädchen nun mal in Cliques mit gleichaltrigen Mädchen und nicht mit Nachbarsjungen, die immer noch einen Kopf kleiner sind.

Auch später im Leben gab und gibt es für Frauen Zeiten, in denen deutliche Lücken in ihrem Fußballlebenslauf auftreten. 'Zu wenig Zeit' ist der häufigste Grund, der hier genannt wird, und dies ist sicher etwas, das auch für viele Männer zutrifft, die es einfach nicht schaffen, Berufsleben und Anstoßzeiten unter einen Hut zu bringen. Insbesondere Frauen mit Kindern stehen jedoch meist noch vor dem zusätzlichen Problem, dass sie diejenigen sind, die die Hauptverantwortung für den Nachwuchs tragen. Denken wir nur an Nick Hornbys Schock, als ihm seine Freundin (die erst durch ihn zur Arsenal-Anhängerin wurde!) mitteilt, wie sie sich die Betreuung möglicher gemeinsamer Kinder an Samstagnachmittagen vorstellt:

... was sie meinte war, daß wir abwechselnd hingehen würden, daß ich während der Hälfte der Heimspiele einer Saison zu Hause sein würde, während sie auf meinem Sitzplatz saß und meinem Team zusah.

Selbstredend eine unerträgliche Zumutung, und durch geschickte emotionale Erpressung gelingt es Hornby bald, seinen Anspruch auf das ältere und wahrere Fantum und damit auf den Sitzplatz durchzusetzen und seiner Freundin zu zeigen „wer der Chef in Sachen Arsenal“ ist. Für diese Fälle sind im Übrigen Betreuungsangebote für Kleinkinder im Stadion eine große Hilfe – ebenso wie ein gesellschaftliches Umfeld, in dem Frauen sich nicht als Rabenmütter erleben muss, wenn sie ihre Kinder solchen Einrichtungen überlassen, um ihren Platz auf der Tribüne einzunehmen.

Wie aber finden Frauen wieder zurück zum Fußball, wenn sie einmal vom Weg abgekommen sind? Oder wie finden andere, die sich als Kinder gar nicht dafür interessierten, überhaupt jemals dahin? Gerade weil dieser Weg nicht so klar vorgezeichnet ist, weil es für Frauen keine allgemein unterstellte und akzeptierte Affinität zum Fußball gibt, bedarf es da manchmal ganz besonderer Hinweisschilder. Als ich mich mit Kathrin darüber unterhalte, warum Frauen sich seltener für Fußball begeistern als Männer, stellt sie folgende Überlegung an:

Ich habe oft das Gefühl, dass das geringere Interesse von Frauen am fehlenden Erleben liegt. Es gibt viele, die nicht damit in Berührung kommen und deswegen auch nichts damit anfangen können. Das ist ja der Klassiker: Samstag kommt ran, Mann guckt Fußball, Frau macht was anderes. In den Zeiten, in denen ich wenig Fußball geguckt habe und wenig wusste über die aktuelle Tabelle in der Bundesliga, fand ich das Spiel auch uninteressant.

Auch Liebe muss man also (wieder) lernen, und ein regelmäßiger Kontakt ist da natürlich hilfreich. Als 'Kontaktvermittler' treten nicht selten männliche Freunde oder Partner auf, die den passenden sozialen und organisatorischen Rahmen bieten können. Den Freund ins Stadion begleiten oder ihm beim Fernsehen Gesellschaft leisten – das ist natürlich ein absolutes Klischee. Aber dahinter steckt manchmal eine ganz andere Geschichte. Frauen fehlt häufig ganz einfach die richtige Gesellschaft, um ihr vielleicht latent vorhandenes Interesse auch auszuleben:

Mein Interesse war nie ganz verschwunden, aber es gibt einfach bestimmte Lebensumstände, wo das keine große Rolle gespielt hat. Bis du Leute gefunden hast, mit denen das wieder geht, die gleiche Interessen haben, das dauert auch. Aber das ist immer im Hintergrund mitgelaufen und dass ich mich jetzt wieder richtig interessiere und auch regelmäßig im Fernsehen gucke und manchmal auch ins Stadion gehe, das ist durch meinen Freund gekommen. Thomas ist aus dem Ruhrgebiet, hat sein Leben lang Fußball verfolgt, selber gespielt und ist mit dem Herzen dabei. Da haben wir uns irgendwie zusammengefunden.

Wenn Frauen eine Liebesbeziehung mit dem Fußball eingehen wollen, können die unterschiedlichen Freundeskreise mithin durchaus ein Problem sein – viele unserer Freundinnen mögen „ihn“ nun mal nicht besonders. Deswegen fällt es Frauen oft nicht so leicht, jemanden zu finden, mit dem sie ihr Interesse teilen oder überhaupt entdecken können.

Laura hatte bereits verschiedene positive Verbindungen zum Fußball hergestellt, bevor sie endgültig „in den Bann gerät“, wie sie selbst sagt. In ihrer Kindheit wurde mit der ganzen Familie WM im Fernsehen geguckt, und durch Praktika bei Puma lernt sie nicht nur die Vermarktungsseite des Sports kennen, sondern trifft auch Stars wie Rudi Völler oder Lothar Matthäus. Aber dass der nationale Vereinsfußball mit seinem Anspruch auf regelmäßige Aufmerksamkeit in ihr Leben rückt, führt auch sie auf die Begegnung mit ihrem Freund zurück:

Zum Bundesligafußball bin ich dann eher durch Oke gekommen, 1996 habe ich angefangen, in Köln an der Sporthochschule zu studieren, und da haben wir uns kennen gelernt. Es war gleich klar, dass er totaler Fußballfreak ist und St.-Pauli-Fan, weil er ja auch wie ich aus Hamburg kam, von daher gab es da schon so eine Verbundenheit. Das hat mich dann auch angesteckt. Und dadurch fing es an, dass ich

Watching the Boys Play

das täglich mitverfolgt habe, bzw. von Wochenende zu Wochenende. Erst habe ich mich ein bisschen gesträubt, aber dann hat es mich einfach doch auch interessiert, wie es weitergeht. Da bin ich dann so richtig in den Bann geraten.

Luras Beispiel zeigt, dass sich die Liebe zum Fußball auf sehr unterschiedlichen Ebenen entfalten kann. Natürlich ist es etwas völlig anderes, ob man hauptsächlich Welt- oder Europameisterschaften im Fernsehen verfolgt oder eine Dauerkarte im Fanblock des heimischen Vereins hat. Aber das eine kann mitunter zum anderen führen. Dabei ist der Schritt, zum ersten Mal ein Fußballstadion zu betreten, das die meisten Frauen spontan nicht als ihren natürlichen Lebensraum betrachten, natürlich größer als der, einfach zur Fernbedienung zu greifen. Bei Luras erstem Stadionbesuch im Müngersdorfer Stadion in Köln allerdings wurden ihre Erwartungen im positiven Sinne enttäuscht, und heute steht sie regelmäßig in der Gegengerade des FC St. Pauli:

In Köln bin ich dann auch das erste Mal ins Stadion gegangen, das war eigentlich erst ziemlich spät. Das war nach einer Klausur, mein Freund hatte den Stadionbesuch hinterher als Überraschung für mich geplant. Da war ich total begeistert. Ich hatte nicht erwartet, dass die Stimmung so entspannt sein würde. Ich habe es mir viel stärker als Männerdomäne vorgestellt und irgendwie beängstigender, weil alle sich auf den Tribünen zusammendrängen. Ich bin auch ein ziemlicher Angsthase, was solche Massenveranstaltungen angeht. Aber dann war es total entspannt, man sieht ja auch Frauen und Kinder dahinlaufen. Und so reihte sich auch Fußball im Stadion in mein Interesse ein.

So schön es sein kann, wenn Männer ihren Freundinnen den gemeinsamen Kumpel Fußball (wieder) vorstellen, wir wollen nicht unterschlagen, dass mitunter auch das Gegenteil der Fall ist: Frauen, die wegen der einen Liebe auf die andere verzichten. Carina, deren Familie „fußball-jeck“ ist, jubelte schon dem Dorfverein zu, bevor sie nach einem Besuch in Köln treuer FC-Fan und Dauerkarteninhaberin wurde. Mit einer längeren Unterbrechung ...

Als ich allerdings einen Freund hatte, der sich nicht für Fußball interessiert hat, habe ich mich ein paar Jahre komplett zurückgezogen und nur noch Fußball im Fernsehen geguckt. Und als mit dem Schluss war ... das war ungefähr so: Freitag war Schluss, Montag habe ich mir dann direkt wieder eine Dauerkarte gekauft. Seitdem bin ich wieder regelmäßig jede Saison dabei, seit mittlerweile 15 Jahren.

Initialerlebnisse

Natürlich ist frau nicht notwendigerweise auf männliche Unterstützung angewiesen, um den Weg ins Fußballstadion zu finden. Manchmal tut es auch eine gute Freundin oder ein ganz besonderes Erlebnis. Oder – wenn man Glück hat – beides. Gesine datiert den Beginn ihrer „Sucht“ auf den ersten Stadionbesuch bei St. Pauli am letzten Spieltag der Saison 1999/2000, an dem der Abstieg in die Regionalliga gerade noch verhindert werden konnte:

Ich bin durch meine Freundin Maïke da reingerutscht. Sie war schon immer richtiger St.-Pauli-Fan, aber ich hatte damit eigentlich gar nichts am Hut. Aber als ich 14

war, sind wir abends einmal heimlich über den Kiez, meine Eltern sollten das nicht mitkriegen. Da hatte St. Pauli gerade ein Spiel, und Maïke meinte 'He komm, lass uns zum Ende noch mal reingehen.' Früher konnte man nämlich zur letzten Viertelstunde noch umsonst rein. Und dann haben wir uns auf den Zaun gesetzt und die letzten zehn Minuten von diesem Spiel gesehen, wo Markus Marin in der letzten Minute noch ein Tor geschossen hat. Und rechts und links heulten überall diese Männer, das war so krass. Das war ein Erlebnis, bei dem ich dachte 'He, da geh ich doch öfter mal hin.'

Nach diesem dramatischen Auftakt kann Gesine dann feststellen, dass sie entgegen ihr bisherigen Annahme mit Fußball sehr wohl was am Hut hat. Bei Kerstin dagegen gab es zwar durchaus schon eine gewisse Vorprägung durch ... natürlich: *Sportschau* gucken mit ihrem Vater, aber auch für sie beginnt die wahre Leidenschaft mit einem besonderen Ereignis:

Das Schlüsselmoment war die WM in Mexiko 1986, als Argentinien Weltmeister wurde. Da haben wir in Buenos Aires gelebt. Ich war 13 und natürlich für Argentinien, da hatten wir seit 4 Jahren gelebt, ich hatte vorher nie patriotische Anwendungen in Verbindung mit Fußball gehabt, und da war es ganz stark, auch aus den politischen Zusammenhängen heraus. Da war natürlich Maradona, die Hand Gottes, das glaubst du als Kind unbesehen, dass das Tor so sein muss. Na ja, das glaube ich auch jetzt noch. Das war nach dem Falkland-Krieg, nach der Militärdiktatur. Und dann kommt der Fußball, das Spiel gegen England, und das gewinnt man. Das war für mich als Kind wie ein Märchen. Zum Finale war ich bei einer Freundin, deren Vater in der Botschaft arbeitete, mit lauter Erwachsenen, die natürlich alle für Deutschland waren. Und dann saßen wir da, und es stand 1:0, 2:0, wenn ich mich recht erinnere, danach hat Deutschland zum 2:2 ausgeglichen. Aber dann hat, glaube ich, Burruchaga das 3:2 geschossen, und die Stadt ist praktisch explodiert. Es war alles voll auf den Straßen, alle haben gefeiert, das hat mich enorm beeindruckt.

Zum Glück gelingt es Kerstin später, ihre Begeisterung auch auf Vereinsmannschaften in deutschen Stadien zu übertragen, denn nach diesem furiosen Beginn macht ihr das argentinische Nationalteam nur wenig Freude – und Freunde:

Vier Jahre darauf war es natürlich entsprechend bitter, da bist du dann Fan von Argentinien und wieder in Deutschland. Und dann kommt diese blöde WM in Italien, mit dem Elfmeter von Andy Brehme ... da kann man ja auch drüber streiten, ob der berechtigt war. Aber hier hatte natürlich niemand Verständnis dafür, dass ich für Argentinien war.

Wie alle Fußballfans aus eigener Erfahrung wissen, ist es zu dem Zeitpunkt, da Niederlagen anfangen, richtig zu schmerzen, meist schon zu spät, um wieder Abstand von Leidenschaften aus glücklichen Siegertagen zu nehmen. Als ich wegen des Interviews Kontakt zu Kerstin aufnehme, ist ihr das Desaster der Weltmeisterschaft in Japan und Südkorea noch schmerzhaft präsent. So hat sie das Ausscheiden Argentinien in der Vorrunde erlebt:

Watching the Boys Play

Ich saß morgens um acht allein in der Kneipe, als gegen die Schweden die Welt unterging, und trauerte neben einem breit gebauten Sicherheitsmann, der Maradona mal auf Kuba getroffen hatte.

An dieser Stelle passt vielleicht ein kleiner Exkurs zum Thema Frauen und Europa- oder Weltmeisterschaften. Zur EM 2004 hat eine Emnid-Umfrage herausgefunden, dass sich mittlerweile fast gleich viele Frauen wie Männer für große Fußballturniere begeistern, während das Interesse an Ligaspielen weiterhin deutlich männlich dominiert bleibt. Im EM-Sonderheft der *Zeit* erläuterte der Philosophie- und Soziologieprofessor Gunter Gebauer die Gründe für die weibliche Länderspielbegeisterung: Während Männer die Fußballspieler als Stellvertreter ihrer selbst betrachten und vor dem Fernseher praktisch mitkicken, sahen Frauen sich als passiven Teil jener nationalen Gruppe, deren männlichen Mitglieder sich im Kampf auf dem Rasen anstrengen. Die verdeckte mythische Dimension des Fußballspiels, die dem weiblichen Blick auf Fußball zugrunde liegt, so Gebauer, besteht im Schutz des Tores, das den Ort symbolisiert, „an dem sich – zumindest in der Tradition – die weiblichen Mitglieder der Familie aufhalten.“ Und damit ginge es beim Fußball eigentlich um den Schutz der Frauen, um – die sexuelle Metaphorik bleibt hier auch bei Gebauer sehr metaphorisch – die Aufrechterhaltung ihrer Reinheit und Ehre. Was Frauen im Fußball erleben, ist aus Sicht des Professors demzufolge der Versuch der Männer ihrer eigenen „Horde“, sie vor der Erstürmung der Höhle und der Vergewaltigung durch die andere Horde zu schützen. Dieses Erlebnis könne sich im multinationalen Ligafußball nicht herstellen, weswegen nicht so viele Frauen ins Stadion gingen:

Ein solches Verhältnis zum Fußball kann nur bei der Nationalelf eintreten, weil diese die ganze Gruppe vertritt, zu der auch sie gehören. Und gerade im Spiel der deutschen Mannschaften ist die Sicherung des eigenen Tores immer als die wichtigste Aufgabe aufgefasst worden.

Ist diese Überlegung so abstrus, wie sie sich anhört? Unter meinen Interviewpartnerinnen ist Sandra diejenige, die dem Profil der Event-Zuschauerin entspricht. Aber das mit der nationalen Identifizierung hat sie anscheinend nicht so richtig verinnerlicht, denn sie findet, „dass es gar nicht darum geht, dass man immer für Deutschland sein muss oder dass die immer gewinnen müssen.“ Ihre Lieblingsteams sind Brasilien und vor allem Frankreich, und am meisten freut sie sich über die Stürmer Henry und Trezeguet. Im Gegensatz zu Gebauers Deutung ist Sandras Erklärung für ihre Teilzeit-Fußballbegeisterung an modernen Formen der sozialen Interaktion orientiert:

Das ist eben so spannend, es geht um was Großes, und es findet selten statt, die ganze Welt ist daran beteiligt. Das ist irgendwie viel aufregender. Eine WM ist ja auch total konzentriert, hat einen Anfang- und einen Endpunkt und steigert sich im Laufe des Turniers dann ja noch mal. Wenn dann die K.O.-Spiele anfangen ... das hat ja auch eine Struktur, der man total gut folgen kann. Vielleicht wird man dadurch auch noch mehr da reingezogen. Dann sprechen sowieso ganz viele Leute über Fußball, die sonst nicht so viel damit am Hut haben. Ich glaube, das spielt auch eine Rolle, dass es so ein kollektives Interesse ist. Und es sind auch die Rituale, die es da so gibt. Die feierliche Eröffnung, der Einmarsch der Mannschaften und dass man dann auch noch

ein bisschen über die Länder erzählt bekommt, zumindest in der Vorrunde. Dieses Drumherum – das ist eben überall präsent.

Welt- oder Europameisterschaften bieten gute Anlässe für gemeinsame Fernsehende zu Hause oder in der Kneipe und machen Fußball so noch stärker zu einem sozialen Ereignis. Das ist auch Sandra wichtig, gleichzeitig wird deutlich, dass bei ihr das Interesse am Spiel im Mittelpunkt steht – und die Vorbereitung darauf:

Ich besorge mir ja dann auch Wochen vorher schon so einen Spielplan, der wird ausgefüllt, und da darf mir auch nichts durch die Lappen gehen. Während der letzten WM habe ich dann auch viel mit meinem Vater darüber gesprochen, weil wir ja unser eigenes Tippspiel am Laufen hatten. Da hatte ich am Anfang viel Glück und lag ganz weit vor ihm. Er hat sich schon auch ein bisschen gewundert, als ich im Gespräch dann auch Sachen wusste, die ihm neu waren. Das fand ich cool. Obwohl der sonst alles weiß über Fußball.

Große Turniere haben zwar auch ihre eigene Historie, aber vielleicht bilden sie ein weniger undurchsichtiges Universum von Tabellen, Torschützen und Statistiken als der Ligafußball und damit eine bessere Einstiegsmöglichkeit für die Frauen, die keine Fußball-Datenbank im Kopf haben:

Also, diese Homestories interessieren mich überhaupt nicht. Aber wenn ich eine Mannschaft gar nicht kenne, wie zum Beispiel Südkorea, über die wusste ich gar nichts, da finde ich es schon interessant, die Karrieren der Spieler mitzukriegen, in welchen Klubs die schon gespielt haben und so. Das merke ich mir dann vier Jahre lang, dann gibt es ja zwischendurch noch eine EM, die Japaner muss man dann natürlich im Hinterkopf behalten für die nächste WM, obwohl sie vielleicht nächstes Mal auch gar nicht dabei sind.

Warum sie ihre Begeisterung nicht auch auf die Bundesliga ausdehnt, versteht Sandra im Grunde selbst nicht:

Mir ist es eigentlich egal, wer gerade Deutscher Meister ist... Ich lass mir dann halt von meinem Vater erzählen, wer wie dasteht. Wissen will ich das dann schon ungefähr. Aber ich weiß auch nicht, wer wo spielt. Bis auf ein paar Stars, bei denen man das dann so mitkriegt. Ich finde es eigentlich auch uncool, dass ich nur WM gucke. Das lässt sich auch in meinem Kopf so schwer vereinbaren, wie gerne ich es wirklich gucke während der WM und wie toll ich dieses Spiel finde, aber dass ich danach auch kein Verlangen mehr spüre, es zu sehen. Das kommt mir schon auch komisch vor.

So viel zu Sandra und ihrer Begeisterung für Großereignisse. Für andere Frauen waren Weltmeisterschaften mit ihrer Aura des Besonderen und Spektakulären jedoch ein guter Anlass, um sich auch dem Fußball in den heimischen Stadien (wieder) anzunähern. Dabei spielte die Weltmeisterschaft von 1990 in Italien eine nicht unwichtige Rolle. Sehr ähnlich klingen zum Beispiel diese Geschichten:

Watching the Boys Play

Hanna: Ab der Pubertät bis etwa Anfang 20 hatte ich eine relativ fußballuninteressierte Zeit gehabt, das ist dann erst wieder gekommen zur WM 1990. Danach habe ich wieder mehr Fußball geguckt und mich auch für die Bundesliga interessiert.

Kathrin: Mich hat Fußball dann eine ganze Zeit lang nicht so sehr interessiert, aber in der Oberstufenzeit war es wieder ein Thema. Bei der WM 1990 bin ich mit den Jungs aus meinen Kursen immer in Kneipen gegangen, und wir haben Fußball geguckt.

Und auch Patrizia datiert mit dem Turnier in Italien den Beginn einer Reaktivierung ihres Fußballinteresses nach den ersten Kindheitserlebnissen im HSV-Stadion. Den Anstoß dazu erhält sie aber ebenfalls durch männliche Hilfe.

Ich hatte dann ab 19 so etwa einen zweiten Fußballschub, ich habe auch vor unserem Gespräch drüber nachgedacht, wie das kam, dass es mich wieder interessiert hat. Ich glaube tatsächlich, dass das bei mir immer über Männer vermittelt war. Die WM 90 habe ich ziemlich genau verfolgt, das war die erste, die mich dann wieder interessiert hat, das war auch mit meinem damaligen Freund. Ich fand es total spannend, wieder Fußball zu gucken.

Ich werde mich später noch genauer mit der Rolle der Weltmeisterschaft von 1990 für die Veränderung des Fußballs beschäftigen. Festzuhalten ist, dass danach ein deutlicher Anstieg bei den Zuschauerzahlen in den Bundesligastadien zu verzeichnen war, nachdem es zum Ende der 80er-Jahre einen klaren Abwärtstrend gegeben hatte. Dieses verstärkte Interesse lag – neben der Tatsache, dass sich nun auch die ostdeutsche Fußballbegeisterung in den Statistiken niederschlug – sicherlich auch am Titelgewinn der bundesdeutschen Mannschaft. Sowohl Patrizia als auch Kathrin haben an den nationalen Taumel, der durch den Sieg ausgelöst worden war, allerdings eher negative Erinnerungen:

Kathrin: Ich erinnere mich, dass es da bei mir von der Nationalmannschaft weg ging, dieses Gejubil für Deutschland, das fand ich schwierig. Die Jungs waren dann immer für Deutschland, das hat mich schon auch genervt.

Patrizia: Aber nach diesem Finale hatte ich so unangenehme Erlebnisse, dass mein Interesse für Fußball sich dann sofort auf St. Pauli projiziert hat. Ich fand diese Feiern so widerlich, wir waren auf dem Kiez, wo die Reichskriegsflaggen geschwenkt wurden und ein besoffener Mob unterwegs war. Das war ganz schrecklich, ich war auch gar nicht darauf vorbereitet, sondern wir wollten nur mal gucken, was so los ist auf den Straßen.

Wieder vom Fußball abgeschreckt, wurden beide deswegen jedoch nicht. Mit dem FC St. Pauli stand zu der damaligen Zeit allerdings auch ein Verein bereit, der, wie Fußballjournalist Christoph Biermann einmal schrieb, in einem Soziologie-Seminar hätte erdacht sein können. Hier wurde eine Teilhabe am Fußball auf der Basis anderer Werte versprochen – „Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus, nie wieder Zweite Liga“ – und sowohl Kathrin als auch Patrizia die willkommene Möglichkeit geboten, den nationalistischen und rassistischen Tönen und Taten,

die in vielen deutschen Stadien der frühen 90er-Jahre herrschten, etwas entgegenzusetzen. Bis heute gilt St. Pauli außerdem als einer der Vereine mit dem höchsten Anteil weiblicher Stadionbesucher.

Die rasante Imageverbesserung, die der Fußball in den letzten 15 Jahren erlebt hat, hat sicherlich dazu beigetragen, dass sich die Einstellung vieler Menschen (darunter zweifellos auch Frauen) zu diesem Sport verändert hat. Aber es lässt sich nicht leugnen, dass nicht nur der Fußball und seine Anhänger Vorurteile gegenüber Frauen hegen, sondern auch umgekehrt. Rita schildert ihre frühere Wahrnehmung von Fußballspielen so:

Die Erinnerungen aus meiner Kindheit sind eher negativ. Das erste Fußballspiel, an das ich mich wirklich erinnere, war 1981, das war, als Ewald Liener der Oberschenkel aufgeschlitzt wurde, da habe ich dann erst mal Angst vor Fußball gehabt und bin immer rausgegangen, wenn es im Fernsehen lief. Dann habe ein Jahr später ganz tapfer, weil alle mir gesagt haben, das würde nicht immer passieren, wieder ein Spiel geguckt. Das war das grottenschlechte WM-Spiel Deutschland gegen Österreich. Danach hatte ich dann die Vorstellung, Fußball ist entweder komplett langweilig oder superbrutal.

Nachdem sie es eine ganze Weile geschafft hat, dem Fußball aus dem Weg zu gehen, wird Rita schließlich von einer Schulfreundin gefragt, ob sie nicht mit zu einem St.-Pauli-Spiel gehen möchte – ein für sie sehr unerwartetes Ansinnen.

Das habe ich erst gar nicht zuordnen können, weil ich die eigentlich nett und normal fand und mich fragte 'Was will sie nur im Stadion?' Aber sie hat dann eine Karte für mich besorgt, für die Nordkurve, und dann bin ich hingegangen. Das war mit 16 oder 17, und der Grund war vor allem erst mal Neugier. Aber vier Wochen nach dem ersten Spiel war ich wieder da, bin dann immer mal wieder hingegangen und habe so mehrere Auf- und Abstiege mitgemacht.

Inzwischen ist Rita Dauerkarteninhaberin und Fördermitglied im Verein und betont, dass es ihr inzwischen auch um den Fußball selbst und nicht nur die gute Stimmung im kleinen Stadion am Millerntor ginge:

Ich glaube, sonst wäre es irgendwann eingeschlafen. Nur wegen der netten Atmosphäre geht man schließlich nicht bei Wind und Wetter ins Stadion, da würde man schon sagen 'Ach nee, bei Schneesturm lieber doch nicht.'

Die Einsamkeit der Liebenden

Fußball kann Frauen verdammt einsam machen, und zwar nicht nur so, wie es zu Beginn jeder Bundesligasaison in Boulevardmagazinen und seriösen Tageszeitung gleichermaßen beschworen wird: Fußball macht Frauen nicht nur deswegen einsam, weil Partner oder Freunde am Wochenende bis auf Weiteres unansprechbar sind. Nein, Fußball macht auch die Frauen einsam, die sich in ihn verlieben. Und das ist etwas, das Männer nie im Leben verstehen werden.

Christoph Biermann erzählt, dem Vorbild von Hornby folgend, in *Wenn du am Spieltag berdigt wirst, kann ich leider nicht kommen* seine eigene „Kurvengeschichte“. Er schildert darin

Watching the Boys Play

auch die männerbündische Funktion seiner Fußballbegeisterung, die nicht nur auf dem Schulhof, sondern auch später im Leben ihre Wirkung entfaltet. Die Aneignung des Fachgebietes Fußball eröffnet Jungs eine Welt, in der sie sich orientieren und profilieren können und die den unschätzbaren Vorteil hat, von vielen anderen Jungs jeden Alters bevölkert zu sein:

Und wenn man das einmal gelernt hat, bleibt es nicht allein für 15jährige Opfer ihres Hormonhaushaltes hilfreich, sondern auch für ausgewachsene 35- oder 55jährige Männer. Anstatt sich über irgendwelche Irrungen und Wirrungen des Herzens auszutauschen, sprechen Männer über ihre Arbeit, versammeln sich in Vereinen, in denen sie die Aufzucht von Diskusfischen beraten, oder reden über Fußball.

Vergleichen wir dagegen einmal, wie es Paula ergangen ist, als sie aufs Gymnasium wechselt. Ohne ihre vertraute Mädchenfußballclique muss sie feststellen, dass ihre Eltern offenbar doch Recht hatten mit der Vermutung, ihr Kind sei anders als die anderen Mädchen:

Da habe ich gemerkt, es sind zwei Welten. Vorher gab es immer nur meine. Aber mit den Mädchen in meiner Klasse konnte ich nichts anfangen, das war die ganze Zeit im Gymnasium so. 'Wat sind denn det für Eulen?' habe ich gedacht. Das fand ich ja so ätzend, wenn die da über ihren Bravos saßen, ich hatte dann ja immer jeden Montag meinen Kicker ...

Das, was sich für Biermann oder Hornby als Merkmal von Zugehörigkeit erweist, lässt Paula als Mädchen auffallen und unterscheidet sie von den anderen. Außerhalb der Schule kann sie immerhin auf den Rückhalt ihres Mädchenteams zurückgreifen, die ihr Interesse teilen und durch die schließlich auch Paulas Eltern ihre Vorurteile revidieren:

Bei meiner Mutter und auch bei meinem Stiefvater hat sich das nachher gewandelt, die sind dann nämlich ab und zu zum Zugucken gekommen und haben gesehen, dass wir eine super Truppe waren und dass auch andere Eltern da waren. Dadurch hat es für sie nicht mehr so ausgesehen, als wäre ich die Außenseiterin, das einzige Mädchen, das unbedingt Fußball spielen will, sondern da gab es dann noch 16 andere.

Bei der 38-jährigen Pia entstand das Interesse für Fußball, als sie schon ein Teenager war. Bei Weltmeisterschaften fällt sie dadurch auf, dass sie als einziges Mädchen mit vor dem Fernseher sitzt – neben den versammelten Familienvätern aus der Nachbarschaft:

Die waren dann schon erstaunt und haben zu meinem Vater gesagt 'Ach, deine Tochter guckt auch mit.' Aber in dem Alter wirst du dann ja eher toleriert und kriegst keine blöden Bemerkungen. Vielleicht ist man dann ja auch stolz, wenn man dann mal was Kluges sagen kann, dass es herausblitzt, dass man ein bisschen Bescheid weiß.

Was Pia noch mehr prägt als Weltmeisterschaften, ist jedoch eine für sie im Rückblick immer noch unerklärliche Begeisterung für den 1. FC Köln:

Ich habe mir dann den FC Köln rausgesucht, das muss so 78, 79 gewesen sein. Da waren sie noch ganz gut, aber sie haben nicht mehr viele Titel gewonnen. Dabei gibt es bei mir keine richtige Beziehung zu Köln – ich habe eine Zeit lang in Bayern gelebt, dann wieder in Flensburg. Keine Ahnung, vielleicht war es das Geißbock-Emblem, ich weiß es nicht. Das ging so weit, dass ich mir den Geißbock selbst auf eine Jeansweste aufgestickt habe.

Auch in Pias Fall gibt es im Hintergrund einen Vater, der das Interesse seiner Tochter wohlwollend zur Kenntnis nimmt, es gibt gemeinsame Stunden vor dem Radio oder Fernseher und einen Ausflug ins Müngersdorfer Stadion. Aber unter Gleichaltrigen ist Pia auf sich selbst angewiesen:

In der Schule hatte ich eine Clique mit zwei, drei Mädels, aber die haben sich nicht für Fußball interessiert. Das habe ich mehr zu Hause ausgelebt. Als Junge kann man sich ja eher mit anderen austauschen, aber als Mädchen hatte ich niemanden, da war ich allein.

Inzwischen wohnt Pia in Berlin und schaut Fußball bis auf wenige Besuche bei der Hertha weiter meist im Fernsehen. Während unseres Gesprächs – die Saison 2003/04 ist nur wenige Spieltage alt – beteuert sie zwar, das Schicksal des FC nur noch am Rande zu verfolgen, lässt sich dafür aber verdächtig detailliert über den damaligen Trainer Funkel, sein Verhältnis zu Kapitän Lottner und über Kölns Mitkonkurrenten um den Verbleib in der Liga aus. Auch unerklärliche Leidenschaften hinterlassen nun mal ihre Spuren ...

Wenn es ganz schlecht läuft, kommt zu einer geschlechtsbedingten Isolierung auch noch ein ignorant umfeld hinzu. Für Nadja zumindest war das universitäre Berlin vor dem Wiederaufstieg von Hertha BSC eine Art Fußballdiaspora.

Ich habe während des Studiums drei Jahre in Berlin gewohnt, da hat sich kein Mensch mit mir über Fußball unterhalten. Das war ein echter Entzug, Hertha war noch in der Zweiten Liga, und es gab keine Fußballkultur in dieser Stadt. In die Zeit fiel auch, dass Dortmund die Champions League gewonnen hat. Ich war kein ausgesprochener Dortmund-Fan, aber natürlich hat mich das interessiert und tierisch gefreut, zumal es auch noch gegen Juve ging. Leider musste ich am nächsten Tag ein Referat halten und noch das Paper überarbeiten, was ich dann nicht geschafft habe, weil ich das Spiel gesehen habe und so aufgewühlt war. Und dann kam ich in dieses Seminar und habe mich entschuldigt, dass ich heiser bin und die Rechtschreibfehler nicht mehr korrigiert habe, aber Dortmund hätte schließlich gestern die Champions League gewonnen, und das käme ja nicht so oft vor. Und die guckten mich völlig verständnislos an und wussten wirklich nicht, wovon ich spreche. Ich dachte, das kann nicht wahr sein. Ich war verzweifelt.

Als sie schließlich wieder nach Hamburg zieht (passenderweise kurz bevor der HSV das erste Ligaspiel bei der Hertha absolviert), hat die Fußballabstinenz Nadjas Begeisterung nicht gedämpft, sondern nur weiter gesteigert.

Dadurch hat sich das nur wieder verstärkt. Ich war schon fast davon los und nur noch latent fußballinteressiert. Aber als ich dann wieder nach Hamburg zurückkam, gab es dieses Gefühl 'Oh ja, jetzt geht's wieder los'. Da war dann oft das Problem, dass

Watching the Boys Play

man die alten Bande erst wieder knüpfen musste, denn man geht ja nicht gern allein ins Stadion.

Fußballbiografien von Frauen enthalten manchmal auch die Geschichte einer anderen bereits in der Grundkonstellation potenziell unglücklichen, weil unerfüllbaren Liebe: Mädchen begeistern sich nicht nur für Fußball, sondern auch für Fußballer. Die 26-jährige Dagmar erzählt, dass es für sie als Teenie vor allem die Schwärmerei für Bodo Illgner, Torhüter beim 1. FC Köln, war, die sie zum Fußball brachte. Dumm nur, dass sie damals noch im Saarland wohnte, aber zum Glück hatte Dagmar einen kooperativen Vater, der bereit war, seine Tochter von Zeit zu Zeit zu Heimspielen des FC zu fahren. Aus der Schwärmerei für den Spieler wurde Liebe zum Fußball, aus der dann auch die Idee erwuchs, einen Fanklub für Frauen und Mädchen zu gründen – die „Always Ultras Cologne“. Denn anders als Bodo, der zu Real Madrid wechselte, hielt Dagmar auch dem FC die Treue und zog schließlich sogar nach Köln (selbstredend in Stadionnähe).

Auch bei der heute 38-jährigen Christine liegen die Ursprünge ihrer Fußballbegeisterung im Dunkel einer (recht ungewöhnlichen) Schwärmerei verborgen:

Ich war ein großer Rainer-Bonhoff-Fan, den fand ich ganz toll. Mönchengladbach hatte damals Erdgas-Werbung auf dem Trikot, und die hatten dann auch in Essen große Plakatwände, auf denen die ganze Mannschaft abgebildet war. Da habe ich sogar dieses Plakat abfotografiert, wo einmal ich und dann eine Freundin davor stehen. Und in meinem Fotoalbum habe ich dann einen Pfeil auf Rainer Bonhoff gemalt. Ich habe mich eigentlich damals wenig für RWE, Dortmund, Bochum oder Schalke interessiert, durch Bonhoff war ich einfach auf Gladbach fixiert. Die anderen Mannschaften kannte ich natürlich, ich habe im Radio samstags auch immer „Sport und Musik“ gehört und war allgemein sportinteressiert.

Christine besuchte in Essen eine reine Mädchenklasse, in der sich auch Verbündete für ihr Fußballinteresse fanden, vor allem Isabell, der insbesondere die Nachmittage vor dem Radio noch deutlich im Gedächtnis sind:

Damals gab's vor allem Radio, dabei haben wir dann telefoniert, wenn was passiert ist. Ich erinnere mich, dass Christine Vater einmal so ein Häuschen im Schrebergarten renoviert hat, da waren wir dabei und haben dann im Auto Bundesliga gehört und zwar so lange, dass wir dann nicht mehr wegkamen, weil die Autobatterie leer war. Das war auch ganz witzig, also, er fand das wohl nicht so witzig, aber wir.

Eine Zeit lang war ich am Wochenende immer bei meinen Großeltern. Da konnte ich dann nicht Fußball im Radio hören, und dann hat Christine das immer für mich mitgeschrieben, wie ein Reporter. Da habe ich dann auf Butterbrotpapierrollen die Fußball-Bundesliga nachlesen können, das war total süß.

Nach der Schulzeit verlieren die beiden sich dann aus den Augen, Christine verschlägt es nach Bayern, wo ihre regionale Begeisterung für den Ruhrpott samt seiner Vereine stärker wird, Isabell bleibt in Essen. Als sie dann wieder Kontakt zueinander haben, stellt sich heraus, dass beide ihr Fußballinteresse bewahrt haben und ganz ohne Schwärmereien vor allem am Schicksal

von Borussia Dortmund Anteil nehmen. Isabell allerdings erzählt, dass ihr sonstiger Freundeskreis sich beklagenswert wenig für Fußball interessiert. Wie gut, dass es da die alte Schulfreundin gibt, mit der man sich wie früher am Telefon über die Spiele austauschen kann. Und Christine schreibt inzwischen eine regelmäßige Kolumne in der Münchener Fußballzeitschrift „Der tödliche Paß“, allerdings nicht mehr auf Butterbrotpapier.

Kick it

Es klang bereits an: Auch bei einigen Frauen und Mädchen gehört zur Begeisterung für den Fußball das Selberspielen ganz klar dazu oder andersrum formuliert, kann das Spielen auch eine Zugangsmöglichkeit zum Fußball überhaupt darstellen. Erste Erfahrungen in dieser Hinsicht werden meist in der Schule gesammelt, selbst wenn Fußball im Fach Sport für Mädchen früher meist nicht auf dem Lehrplan stand. Ganz deutlich ist, dass weibliche Präsenz auch im aktiven Fußball eher die Ausnahme bildete. Genau das jedoch hatte und hat für mehrere meiner Gesprächspartnerinnen auch eine positive Seite. So erinnert sich die 32-jährige Hanna daran, dass das Fußballspielen in der Pause eine Möglichkeit war, sich als Mädchen auszuzeichnen und dazuzugehören:

Manchmal haben wir auch mitgespielt in der Grundschule, das war immer richtig toll, man durfte dabei sein, war integriert. Da gab es so etwas wie Pluspunkte sammeln bei Jungs übers Fußballspielen, da habe ich mich auch ziemlich ins Zeug gelegt. Man war was Besonderes als Mädchen, das Fußball gespielt hat, und dadurch gut angesehen ...

Mädchen und Fußball, so Hanna, das war unkonventionell und vermittelte den Eindruck von Selbstbewusstsein und Stärke. Der Maßstab, an dem diese Stärke gemessen wurde, war aber der männliche: „Wenn man mit Jungs gespielt hat, hatte man eben das Gefühl, ich kann so gut sein wie ein Junge.“ Auch Paula, die schon im Verein Fußball spielte, trug ihren Fußballerfeifer natürlich auch mit in ihre Gymnasialzeit und beteiligte sich an den klassischen Jungsritualen.



Dann habe ich natürlich auch immer die Fußballbildchen gesammelt und mit den Jungs getauscht, da war ich auch die Einzige in unserer Klasse, kein anderes Mädchen wäre auf die Idee gekommen.

Watching the Boys Play

Die Idee, dass Mädchen Fußball spielen, so zeigte sich, war auch den Jungs eher fremd. Sie erwiesen sich jedoch als lernfähig. Die Tatsache, dass Paula ein Mädchen war, wog nun mal weniger schwer als ihre Fähigkeiten am Ball.

Am Anfang mussten sich die Jungs dran gewöhnen, ich habe mich auch mit denen geprügelt, da hatte ich keine Hemmungen. Dann durfte ich auch bei den Jungs mitspielen, weil ich ja gut war, da gab es gar keine Probleme. Es gab dann eher mit meinen Sportlehrern Schwierigkeiten, weil die Mädchen immer Brennball oder Völkerball spielen mussten und ich viel lieber mit den Jungs Fußball spielen wollte. 'Du bist hier bei den Mädchen und nicht bei den Jungs', hieß es dann. Das fand ich immer sehr unfair und habe das auch zum Ausdruck gebracht.

Auch für Inga liegen die unangenehmen Begleiterscheinungen weniger in der Reaktion der Jungs als vielmehr bei den Lehrern. Anders als Paula „durften“ sie und eine Freundin zwar Fußball spielen, allerdings nur mit ausdrücklicher Erwähnung – eine Auszeichnung, auf die Inga manchmal gerne zugunsten selbstverständlicher Akzeptanz verzichtet hätte.

Das war was Besonderes, als Mädchen Fußball zu spielen, gar nicht mal bei den gleichaltrigen Jungen, sondern bei den Sportlehrern. Die haben das immer sehr herausgehoben, 'Inga und Kerstin dürfen bei den Jungs mitspielen ...' Das war auch richtig doof manchmal, diese Art, wie sie auf uns reagiert haben. Bei den Jungs hatte ich eher das Gefühl, die merken, dass wir das können und uns dafür interessieren, und dann war es auch gut.

Mittlerweile gibt es in vielen Fußballvereinen Mädchenteams verschiedener Alterstufen, gerade beim FC St. Pauli jedoch, sonst in Sachen Frauen und Fußball recht vorbildlich, bedurfte es der Initiative weiblicher Fans und der damaligen Praktikantin im Fanladen, um neben dem Frauenteam auch eine Mannschaft für jüngere Spielerinnen ins Leben zu rufen. Wie Cathrin Baumgardt, Sozialarbeiterin im St.-Pauli-Fanladen, erzählt, verlief das nicht ohne Probleme – zu wenig Plätze, zu wenig personelle Kapazität –, aber die Mädels ließen nicht locker: „Wenn die nicht so wären, wie sie sind, dann hätte das alles gar nicht geklappt.“ Als ich einige von ihnen im Sommer 2003 – also noch vor dem Gewinn der Weltmeisterschaft durch das deutsche Nationalteam und dem anschließenden Boom im Frauenfußball – vor dem Training treffe, gibt es die B-Mädchen offiziell seit anderthalb Jahren.

Auf die Frage, ob es denn nun etwas anderes sei, als Mädchen Fußball zu spielen, erzählen Gesine (17) und Mia (16) von den Erfahrungen in ihrem Selfmade-Team, aber auch von den Rahmenbedingungen für weibliche Kicker überhaupt:

Gesine: Mädchen stehen da nicht so hinter, die wollen nicht um alles in der Welt ein Tor schießen, die freuen sich einfach, die wollen einfach ein bisschen Spaß haben.

Mia: Kleine Jungs haben da auch ihre Vorbilder, in der Bundesliga, im internationalen Fußball, das ist halt bei uns was anderes. Frauenfußball wird in den Medien nicht so publik gemacht. Das DFB-Pokalfinale wird übertragen, aber sonst sieht man da nichts. Kleine Jungs haben ihre Hefte, die schalten den Fernseher ein, und da sind ihre Stars. Ich denk mal, die haben auch viel mehr den Ehrgeiz, Profi zu werden als wir.

Gesine: Kleine Jungs sagen, klar sie wollen Fußballer werden. Aber sagt man das als Frau, dann muss man einfach noch was anderes dazu machen, du kannst als Fußballerin hier nicht davon leben. Wenn es mehr Möglichkeiten für Frauenfußball gäbe, dann wäre das auch anders. Dann würde man sich mehr dahinter klemmen und nicht mehr darüber lachen, wenn man beim Turnier Letzter oder Vorletzter wird. Dann will man einfach immer gewinnen.

Cathrin: Seid ihr jetzt Letzte geworden am Wochenende?

Gesine: Ja, war aber gut.

Mia: Zwei Felder neben uns haben Jungs aus der D-Jugend gespielt, aber wir hatten viel mehr Spaß und haben uns gefreut, wenn was geklappt hat und uns nicht so sehr geärgert, wenn ein Ball verloren gegangen ist. Aber auf dem anderen Feld – wenn man da auch die Mütter oder Väter gesehen hat, die da am Rand stehen und ihre Kinder anschreien, da ist das Ziel auch ein anderes, die müssen unbedingt gewinnen.

Paula, die vor rund einem Vierteljahrhundert in Berlin mit dem Fußballspielen anfang, sieht hier allerdings eine deutliche Entwicklung. Während in ihrem damaligen Team der Spaß am Spiel noch vor dem Ehrgeiz rangierte, beobachtet sie heute eine andere Einstellung im Frauenfußball:

Wenn ich heute so Frauenmannschaften sehe, da wird wesentlich härter trainiert. Früher hast du dir überlegt, lässt du die jetzt übers Bein fliegen oder ziehst du zurück. Dann ist sie vielleicht durch und macht ein Tor, aber das ist ja auch nicht so wild. Es gibt einen anderen Ehrgeiz und einen anderen Druck. Vereine, die in der Bundesliga spielen, die müssen sich ein Renommee aufbauen, Ziele erreichen. Und die Frauen sind körperlich schon ganz anders durchtrainiert als wir damals. Insofern war das für uns damals eine Superzeit, weil wir die Pioniere waren. Aber jetzt, spätestens wenn es in den Damenbereich geht und du da wirklich was erreichen willst, da ist der Druck so groß, da wird dann auch gehauen und gestochen.

Aber wie sind die Erfahrungen der St.-Pauli-Mädchen außerhalb ihres Teams? Sieht die Reaktion von LehrerInnen und Mitschülern heute anders aus als in den letzten Jahrzehnten? Akzeptanz gibt es, aber zumindest durch manche Turnhalle verläuft anscheinend weiterhin eine streng bewachte Grenze. Geschlechtsspezifische Zuordnungen sind immer noch nicht aufgehoben, sondern die Trennlinien werden manchmal einfach ein bisschen verschoben. Das beschreiben Gesine und Maïke so:

Gesine: Bei uns in der Klasse war das kein Problem. Da wurde das ganz schnell akzeptiert. Und wenn in der Pause Fußball gespielt wurde, hieß es auch immer 'Ja, Gesine und Maïke, die spielen mit.' Aber wir haben einen Sportlehrer, der trennt das ganz klar: Die Jungs spielen Fußball, die Mädchen Volleyball. Aber ich zähle mich da gar nicht als Mädchen, und ich hasse Volleyball. Da brechen die Fingernägel ab und so.

Maike: Das gab schon immer so Sprüche – ‘Maike, du bist ja sowieso ein Junge. Du siehst aus wie ein Junge und spielst Fußball.’ Dabei habe ich lange Haare, aber okay

...

Diese Äußerungen machen klar: Das Maß aller Dinge in Sachen Fußball sind in Deutschland immer noch die Jungs. Mädchen können mitspielen; Leistung, Aussehen und Erfolg werden jedoch weiter am Prototyp des männlichen Kickers gemessen. Dieser ständige Vergleich, dem Fußball spielende Frauen und Mädchen ausgesetzt sind, ist einer, den sie selten gewinnen können. Aber bei den jungen Frauen von St. Pauli ist der Spaß am Spiel und der Stolz deutlich spürbar. Und dazu gehört auch, dass ihre Kompetenz in Sachen Verein anerkannt wird.

Gesine: Bei uns sind viele Lehrer St.-Pauli-Fans, und vor dem Unterricht wird dann oft erst mal drüber diskutiert, was der Verein denn wieder falsch gemacht hat oder die Mannschaft. Und dann heißt es auch ‘Gesine, erzähl doch mal, was gerade so los ist im Verein.’ In Bio!

Im Mädchen- und Frauenfußball ist seit dem Gewinn des WM-Titels im Herbst 2003 einiges passiert: Vereine verzeichnen noch größere Zuwachsraten als ohnehin schon, das Medieninteresse an Bundesligaspielen und Länderspielen ist deutlich gestiegen, Nationalspielerinnen werden verstärkt zu Identifikationsfiguren für Nachwuchskickerinnen, und seit Februar 2004 gibt es mit dem sechs Mal jährlich erscheinenden *FF>>Magazin frauenfußball in deutschland* auch was zum Lesen.

Immer noch eine männliche Geschichte!?

Kehren wir noch einmal zurück zu dem kleinen sechsjährigen Mädchen, das Anfang der 50er-Jahre zum ersten Mal ein Fußballspiel sieht. Die Geschichte von den Anfängen von Evas Fußballbegeisterung enthält die gleichen Elemente, die wir aus den Fanerzählungen von Nick Hornby und anderen Männern kennen, die gleiche unerklärliche, fast schicksalsergebene Leidenschaft für den Verein, den man mehr oder weniger zufällig als Kind kennen gelernt hat. Eine Leidenschaft, für die man sich nicht entscheidet, sondern der man sich durch alle Höhen und Tiefen des eigenen Lebens und der Geschicke des Vereins ausliefert. Oder, wie Eva während unseres Gesprächs fünfzig Jahre nach ihrem ersten Stadionbesuch sagt:

Es gibt genug Leute, die sagen ‘Was zahlst du für deine Jahreskarte? Für das Geld kannst du doch einen Urlaub machen.’ Ich antworte dann ‘Ich kann auf einen Urlaub verzichten. Hauptsache, ich sehe meinen HSV.’

Fußballfans, so lautet das Fazit dieses Kapitels, werden nicht geboren, sondern gemacht. Das gilt für Nick Hornby und seine weniger bekannten männlichen Pendants ebenso wie für meine Interviewpartnerinnen. Und auch für weibliche Fans ist eine klassische Fußballsozialisation, die in der Kindheit beginnt, eher die Regel als die Ausnahme. Doch für sie sind die Wege weniger gut vorgezeichnet und ausgemalt; weibliche Vorbilder, sowohl für die aktive als auch die passive Fußballbegeisterung, gibt es bisher nur selten. In meinen Interviews sind Ulla und ihre Tochter Janina die einzigen Beispiele für die weibliche Tradierung von Fußballinteresse. Mütter, die ihre Töchter mit zum Fußball zu nehmen und so die Möglichkeit einer weiblicher Identifikationsfigur bieten, die sich als Frau souverän und selbstverständlich durch die Drehkreuze der Stadien oder Fachsimpeleien während einer „Champions League“-Übertragung bewegt, sind immer noch eher die Ausnahme. Sicher wird sich in dieser Hinsicht in den nächs-

ten Jahren einiges ändern, bisher allerdings gilt: Es gibt keine Fußballkultur, in die Mädchen hineinwachsen können, Fußball ist kein selbstverständlicher Teil einer weiblichen Biografie.

Überraschend bei meinen Interviews war jedoch, dass viele meiner Gesprächspartnerinnen mir versicherten, ihre Fußballsozialisation über erste Stadionbesuche, WM-Abende vor dem Fernseher und das aktive Spielen in der Kindheit selbst nicht als ungewöhnlich oder unpassend wahrgenommen zu haben. Dabei war sie es de facto natürlich. Das zeigt schon die einfache Tatsache, dass sie ihr Interesse in der Regel nicht mit den Schulfreundinnen teilen konnten, sondern eben mit den Nachbarjungs oder ihrem Vater. Aber darüber scheinen die meisten von ihnen damals gar nicht nachgedacht zu haben, und manche der Frauen stellten tatsächlich erst bei meiner diesbezüglichen Frage in unserem Gespräch überrascht fest: „He, stimmt, da war ich eigentlich das einzige Mädchen.“ Vielleicht ist es für das dauerhafte „Überleben“ der Fußballbegeisterung unabdingbar, dass das Abweichen vom klassischen weiblichen Weg irgendwie ausgeblendet und stattdessen der Blick auf diejenigen gerichtet wird, mit denen Gemeinsamkeiten bestehen.

Viele Frauen sind genauso an den Ball gekommen wie die Jungs, sie übernehmen männliche Muster und männliche Rollen und „zählen sich“, wie Gesine sagt, in manchen Situationen „einfach nicht als Mädchen“. Auch die frühere *Sportschau*-Moderatorin Anne Will hat in einem Interview eine „unmädchenhafte“ Einstellung als Grundlage für ihr Fußballinteresse beschrieben: „Ich war nie so die Gummitwist-Braut“, sagte sie dem Fußballmagazin *11Freunde*. In der Selbst- und Außenwahrnehmung von fußballinteressierten Mädchen als „untypischen Mädchen“ bleiben geschlechtsspezifische Zuordnungen aber natürlich weiter aktuell und können auch schmerzhaft Erfahrungen von Anderssein und Einsamkeit mit sich bringen. Umso wichtiger ist es da, von erwachsenen Vertrauenspersonen bestärkt wird. Und noch wichtiger kann es sein, gleichaltrige Verbündete zu haben: Nachbarsjungen wie bei Paula oder Nadja oder Schulfreundinnen wie Christine und Isabell, die dich mit Bundesligaergebnissen versorgen, wenn du selbst nicht vor dem Radio sitzen kannst.

Nicht vergessen darf man, dass die Geschichten, die ich gesammelt habe, natürlich ‘Erfolgstorys’ sind. Im Leben dieser Frauen spielt Fußball eine mehr oder minder wichtige, in jedem Fall aber positive Rolle. Auch wenn sich Interesse und Begeisterung im Laufe der Jahre verändert, verschoben, verstärkt oder abgeschwächt haben, stellen sie immer in erster Linie eine Bereicherung dar. Auch die langjährige Fußballjournalistin Katrin Weber-Klüver sagt von sich, dass sie Fußball liebt, seit sie sieben Jahre alt ist. In einem Artikel im Berliner Stadtmagazin *zitty* schildert sie aber auch die Schwierigkeiten, die einer Frau begegnen, die diese Liebe zu ihrem Beruf macht. Dieser Artikel ist so etwas wie ein Abschiedsbrief, denn im Sommer 2004 hört Weber-Klüver auf, über Fußball zu schreiben. Ihre Geschichte enthält viele der Elemente, die auch in den Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen aufgetaucht sind: die pubertäre Fußballpause, die Einsamkeit und die Liebe zum Spiel, die sich durchsetzt. Genau wie bei den Jungs, aber eben doch völlig anders.

Natürlich liegt das alles an unserer Fußballsozialisation. Die Männer, die ich kenne, haben ihr Fußballwissen wie eine zweite Sprache schon im Kindergarten gelernt und seitdem tauschen sie sich in dieser Sprache aus. Ich war als Mädchen auf mich allein gestellt. Als Teenager habe ich mangels Gleichgesinnter sogar aufgehört, Fußball zu gucken. Doch die Liebe zum Spiel war stärker und so begann ich Ende der 80er Jahre doch noch einmal, die Fußball-Sprache zu lernen. Mein Wissensrückstand aus der Zeit davor ist nicht mehr aufzuholen. Ich spreche sozusagen Fußball mit Akzent. Es

Watching the Boys Play

ist eine anders gewachsene Leidenschaft als die von Männern, die als B-Jugendliche von der Nationalmannschaft träumten und Paninibilder sammelten. Aber es ist eine ebenso große.